



Allerösterreichisches Blatt.

Nr. 25.

Samstag

den 21. Juny

1828.

Constantinus Chlorus.

L'admiration n'est qu'à la vertu.

Wo sich sieben Hügel heben,
Herrschte Chlorus mit Bedacht;
Immer war sein einzig Streben:
Glücklich werd' das Volk gemacht.
Da erscholl plötzlich von Mund zu Mund
Des Kaisers Befehl, als düstere Kunde.
„Zeus zum Dienste muß sich fügen,
„Was als Christ im Staate weilt,
„Und wer's wagt mich zu belügen,
„Den die Rache schnell ereilt,
„Er werde verlustig des Dienstes der Krone,
„Und furchtbare Strafe werd' ihm zum Lohne.“

Und es schwebt auf Feuerschwingen
Jener Tag zum Seyn empor,
Wo in's Bögenjoch man zwingen
Will der Christen frommes Chor.
Und sieh! einige kommen vermessen,
Trevelnd, ihren Gott zu vergessen.

Doch 'ne Schaar hält fest am Glauben,
Und verläßt nicht ihren Gott,
Mag man ihr auch alles rauben,
Sie erschrecket nicht der Tod.
Und die da nicht wankten, die sind die Treuen,
Die selbst im Tode dem Schöpfer sich weihen!

Und der Kaiser fromm und weise
Hin zur Volksversammlung spricht:

„Strafe, die glitten von dem Gleise,
„Doch die Starken, Treuen nicht;
„Ich will die fromme Schaar reichlich belohnen,
„Als Leibwach' soll sie stets nahe mir wohnen.“
„Wer von Eigennuß befeulet
„Mit den Glauben sündig spielt,
„Nach dem Vortheil Götter wählet,
„Schlecht als Mensch die Pflicht erfüllt,
„Wie kann der Liebe zum Fürsten fassen,
„Der im Stand ist — selbst Gott zu verlassen.“

C. — I —

Von den nachtheiligen Wirkungen des ver- schlammten Heufutters auf die Gesund- heit der Thiere.

(Aus den Annal. de la Soc. d'agricul. mitgetheilt von
Dr. Kahlert).

Plagregen im Gefolge von Gewittern sind zur
Zeit der Heuernte keine seltene Erscheinung. Die
herrscheidende Witterungskonstitution scheint diese
Elementarereignisse mehr, als je begünstigen zu
wollen. Es dürften daher im heurigen Jahrgange
heftige und unerwartete Gussregen nicht nur die
Heufechung öfters unterbrechen, sondern jene
könnten sogar auch das bereits abgemähte
Gras der Gefahr der Ueberschwemmung nahe
bringen. Um in dieser Hinsicht dem Land-
wirthe nützlich zu werden, und den etwa zu
erleidenden Schaden ihm zum Theil mildern zu
helfen, theile ich Nachstehendes zur Nachachtung
mit.

Die meisten feuchenartigen Krankheiten, welche
in verschiedenen Zeitläufen unter den ländlichen Haus-

Thieren die größten Verheerungen anrichten, zeigen sich gewöhnlich nach Ueberschwemmungen, wodurch die Futtermittel verdorben werden. Die pestartigen Milzbrandkrankheiten entstehen fast niemals aus anderen Ursachen.

Ver Schlammtes, d. h. mit Sand oder Erdreich vermischtes Heu, enthält in sich den Stoff zu mehreren, an sich wesentlich verschiedenen Krankheiten. Die Erdtheile, womit das Futter verunreinigt wird, sammeln sich im Magen, verbinden sich, und bilden bedeutende Massen, woran das damit beschwerte Thier sehr leicht sterben kann. Von verschlammtem Heu löst sich ferner ein schwarzer, dicker Staub ab, der durch das Athmen in die Lungen dringt, sie verstopft, und mehrere Lungenkrankheiten erzeugt; auch finden sich in diesem Schlamm Tausende von Insecten aller Art, deren Verwesung das Heu verdirbt, und es zur Quelle von sehr vielen Arten der Fäule macht.

Das durch übergegangenes Wasser genetzte, wenn gleich nicht verschlammte Gras oder Heu, behält oftmals auch nach dem Trocknen noch Ueberbleibsel von Feuchtigkeit, wird dadurch mülzig (mulmig, schimmlich) bekommt einen widerlichen Geruch, und wird nur im höchsten Nothfalle oder bei großem Hunger von den Thieren gefressen. Dieser anfängliche, mindere Grad der Verdorbenheit des Futters erzeugt schon sehr oft faulige Krankheiten bei den Thieren, weil nur die wenigsten Landwirthe an deren gefährliche Wirkungen glauben, und einige denselben dadurch zuvorzukommen meinen, wenn sie gutes und unverdorbenes Futter unter das verdorbene mischen, oder darneben reichen. Das Heu verliert durch das Wasser seine nährenden Eigenschaften, und die Thiere, die damit gefüttert werden, verlieren täglich an Lebenskraft, obgleich ihr Körper an Umfang zuzunehmen scheint.

Vorbaunungs- und Heilmittel gegen dergleichen üble Zufälle sind folgende: Das erste und sicherste von allen ist die gänzliche Vermeidung des schlammigen und mulmigen Heufutters, denn der Verlust, den man von der Nichtbenutzung desselben in der Wirthschaft erleidet, kommt auf keine Weise in Vergleich mit der Gefahr, der man sich durch eine überstandene Dekonomie aussetzt. Die Vermischung von gutem und verdorbenem Heufutter mindert zwar die Gefahr, hebt sie aber nicht.

Es ist eine unbestrittene, aber nicht allgemein anerkannte Wahrheit, daß eine sehr kleine Menge guter Futtermittel weit besser nährt, als eine sehr große Menge von schlechten, und es folgt daraus, daß es weniger nachtheilig ist, den Thieren schwache Gaben von gutem Futter zu reichen, als ihnen starke Portionen von solchem Futter zu geben, unter welchem sich ein Theil verdorbenes befindet. Auch das ist eine

Wahrheit, die leider noch nicht hinlänglich erkannt und beachtet wird, daß man den Thieren häufig eine größere Menge Futter gibt, als zu ihrem Gedeihen wirklich erforderlich ist. Die Thiere sind, wie die Menschen, sie gewöhnen sich sehr leicht daran, des Guten zu viel zu thun, und über ihr Bedürfnis zu sich zu nehmen. Man soll lieber, wenn man nicht hinreichendes Futter hat, seinen Viehstand vermindern, als verschlammtes und mulmiges Futter reichen; wäre man aber durchaus in die Nothwendigkeit gesetzt, fehlerhaftes, verdorbenes Heu zu füttern, was doch sehr oft der Fall seyn kann, so muß man die Gefahr durch vorsichtige Behandlung des Futters vor der Darreichung, und durch zweckmäßige Vertheilung desselben zu vermindern suchen. So ist es sehr nützlich, im Wasser gestandenes Heu auf dem Stalle, auf dem Houboden u. s. w. schichtweise mit Futterstroh aufzuschöbern, und hierbei selbst stärkere Schichten von Stroh, als von Heu zu machen. Noch wichtiger und vorzüglicher ist es aber, jede Schichte Heu mit Salz zu überstreuen; ein Pfund Salz oder Steinsalz, möglichst fein zerstoßen, ist hinreichend für den Centner solchen Heues. Staubiges Heu muß man vorher gut ausschütteln, ehe man es verfüttert, und zwar muß dieß außerhalb des Stalles geschehen, damit die Thiere diesen Staub nicht einathmen. War das Heu nicht, wie vorher empfohlen wurde, mit Salzlagen aufgeschichtet, so wird es sehr gut seyn, einen großen Zuber oder Faß mit 5 bis 6 Eimern Wasser zu füllen, darin ein Pfund Salz aufzulösen, dann das derb ausgeschüttelte staubige Heu hinein zu tauchen, und so auf die Kausen zu geben, oder auch das ausgeschüttelte Heu mittelst eines Besens mit Salzwasser derb einzusprenken. Das Heu muß man aber schlechterdings vor dieser Operation derb austauben, denn geschieht dieß nicht, so setzt sich der Staub nur desto fester an das Heu, und kommt, weil die Thiere es gierig verschlingen, desto gewisser in den Magen, um hier seine zerstörenden Wirkungen anzufangen, da hingegen der Staub des nicht mit Salzwasser benetzten Heues mehr nachtheilig auf die Brust und Lunge wirken wird.

So lange man den Thieren fehlerhaftes Futter erwähnter Art vorzulegen gezwungen ist, wird es sehr dienlich seyn, von Zeit zu Zeit in ihr Getränk einige Gläser Weinessig oder guten Bieressig, oder einige Tropfen Bittersäure zu mischen. Man gießt davon nur soviel hinzu, daß das Wasser, wenn man es kostet, auf der Zunge eine sehr leichte und angenehme Säure fühlen läßt. Wollen es die Thiere nicht freiwillig saufen, so muß man es ihnen eingießen, und weil in diesem Falle die Portion zu klein seyn würde, so müßte man nach Verhältnis den Zusatz von Säure

vermehrten, doch immer nur in dem Grade, daß der Trank, wenn man ihn kostet, nicht zu widrigen Geschmacks sey.

Wenn aller Vorsichtsmaßregeln ungeachtet der Fall eintritt, daß einige Thiere von faulartigen Krankheiten befallen werden, so muß man sogleich sämmtlichen Thieren, die dergleichen verdorbenes Futter erhielten, sie mögen nun schon wirklich krank seyn, oder es zu werden befürchten lassen, einige Haarseile ziehen. Dieses Mittel ist von trefflicher Wirkung, und mehrere Berichte über pestartige Thierkrankheiten bezeugen, daß es nicht nur als Vorbeugungs- sondern auch als wirkliches Heilmittel dabei wohlthätig wirkt.

M a t t e o .

J. Matteo, der entschlossenste Räuber und furchtbarste Mörder, den es seit Theodor von Corsika gegeben, hat neuerdings sein Ende gefunden. Die Polizei des Landes, die Gensd'armen und die korsikanischen Chasseurs hatten ihn mehrere Jahre lang verfolgt, ohne seiner habhaft zu werden. Furcht und Schrecken, den er den Einwohnern eingeößt, hielt diese ab den Aufenthaltsort des wüthenden Bösewichts anzuzeigen. Die Landleute glaubten sogar er sey ein böser Dämon, der Menschengestalt angenommen, und schrieben ihm daher auch übernatürliche Kräfte zu. — Es ist ziemlich gewiß, daß er mehrere Mordthaten verübt, folgende ist aber authentisch. Er verliebte sich nämlich in ein junges schönes Mädchen von 18 Jahren, die Tochter eines Gebirgsbewohners, um die er auch bald darauf anhielt. Der Vater gab die Einwilligung; doch das junge Mädchen, ohne eigentlich Abneigen gegen ihren Bewerber zu zeigen, vermied es eine bestimmte Antwort zu geben. Da erwachte Matteo's Eifersucht; er argwohnte, daß ein glücklicher Nebenbuhler seinen Absichten im Wege sey, und beschloß das Mädchen genau zu beobachten. Bald bestätigte sich sein Verdacht. Die Schöne liebte einen Jüngling ihres Alters, doch beivogen sie triftige Gründe ihre Neigung zu verbergen. Des Geliebten Familie war nämlich, wegen Geldangelegenheiten, mit ihrem Vater in Streit, und sie war überzeugt, daß, ehe diese nicht entschieden, ihr Vater nie seine Einwilligung zur Verbindung mit ihrem Freunde geben würde. — Matteo, der bis jetzt zwar ein ziemlich wildes Leben geführt, aber kein Verbrechen begangen, das seine Freiheit in Gefahr setzte, beschloß, von den Turiern der Eifersucht gequält, seinen Nebenbuhler zu ermorden. Letzterer besuchte gewöhnlich zweimal in der Woche seine Geliebte; niemand mußte darum, als Matteo. Verborgen hinter einem dicken Baume, beobachtete er den Augenblick, als der junge Mann vor dem

Mädchen auf den Knien lag, sprang auf ihn zu, und erstach ihn mit seinem Dolch, zog hierauf das unglückliche Eisen aus dem Herzen des Jünglings und senkte es in die Brust des entsezten Mädchens. Nach dieser schrecklichen That war ihm jedes Schicksal gleichgültig, seinen höchsten Genuß fand er von nun an im Anblick des Elendes seiner Nebenmenschen, seine größte Freude war, ihr Glück zu zerstören. — Es waren kürzlich zu Calvi 2 schreckliche Mordthaten begangen worden, und man vermuthete stark, daß Matteo der Thäter sey. Das Gouvernement sandte Gensd'armen und Chasseurs aus, den Mörder einzufangen, schon früher hatte man erfahren, daß er sich gewöhnlich in einem unbewohnten, alten Schlosse aufhielt. Sobald Matteo die Soldaten erblickte, schoss er seine Flinte auf sie ab, und tödtete zwei Mann; die Chasseurs schossen mehrere Male, ohne ihn zu treffen; beim zweiten Schuß des Mörders fiel ein Chasseur, und zwei wurden verwundet; zum drittenmal hob Matteo seine Flinte um sie auf seine Verfolger abzuschießen, da traf ihn eine Kugel, und machte augenblicklich seinem Leben ein Ende.

Der Verräther.

Mademoiselle B. hatte die Unvorsichtigkeit, einem Reiseführten auf der Diligence das Geheimniß anzuvertrauen, daß sie einen in Brüssel gekauften Spizenschawl für ihre Schwester unter dem Corset verborgen habe, um ihn mit Sicherheit an der französischen Grenze durchschmuggeln zu können. Während nun die Diligence bei der Douane von den Offizianten visitirt wurde, stieg ein etwas corpulenter Herr aus dem Wagen; und verfügte sich in das Douanen-Büreau. Bald darauf kehrt er mit einem Mauthbeamten zurück, welcher Letztere höflichst Mademoiselle B. bat, sich einer strengen Visitation im Büreau zu unterwerfen, zu welchem Ende seine Frau sie dort erwartete. Der Spizenschleier wird gefunden, confiscirt, und die junge Dame noch obendrein in Strafe genommen. — Als man eine ziemliche Strecke weit gefahren war, und die unglückliche Verurtheilte fortwährend über den muthmaßlichen Verräther sich in den bittersten Vorwürfen ausließ, unterbrach sie endlich der ausgestopfte Reiseführte mit den Worten: „lohnt sich's doch der Mühe nicht, Mademoiselle! um so einen unbedeutenden Shawl so viel Aufhebens zu machen; ich, der ich Sie denunczirt habe, bin mit mehr als 80,000 Franken Spizen auswattirt; zum Scheine des Gerechten habe ich zu meiner eignen Sicherheit Ihr Geheimniß mißbraucht. Nichts ist billiger, als daß ich meiner Retherinn Schadenersatz gebe. Auf der nächsten Station, wo ich meine schlanke Gestalt wieder an-

nehmen werde, will ich das Vergnügen haben, Ihnen einen Shawl zu überreichen, der den Ihrigen weit über-
treffen soll.

Georg Harrys.

Obliegenheiten

des

Cavaliere servente.

Einem Engländer ward zu Rom von einer Dame von Stande das Amt eines Cavaliere servente angetragen. „Ehe ich ein Amt übernehme, muß ich erst die Pflichten kennen, die mir mit demselben aufgelegt werden“ — antwortete ihr der Britte. Sie erklärte ihm denn, daß ein Cavaliere servente der höhern Stände folgendes zu beobachten hätte: — 1) er muß früh an der Thüre seiner Dame seyn, um sich, sobald sie sich den Armen des Schlafes entwunden hat, nach ihrem Befinden zu erkundigen; 2) er muß ihr bei der Toilette behülflich seyn; 3) ihr, wenn sie Handschuh, Fächer oder dergleichen fallen läßt, sie aufheben; 4) wenn sie auf dem Sopha ruht, ihr vorlesen; 5) mit ihr ausfahren; 6) sie in die Gesellschaften und Theater begleiten; 7) ihr alle Tage Unterhaltungen und Vergnügungen aussinnen helfen; 8) den Fächer tragen; 9) ihr Schooßhündchen füttern u. s. w. u. s. w. — Der stolze Britte antwortete der Dame, daß sich solche Sachen für einen Engländer nicht ziemten, er also die ihm zugebachte Ehre ablehnen müsse. (Aus Narrative of a three Years Residence in Italy, 1819 — 22; with Illustrations of the present State of Religion in that Country. London, 1828. 12.)

Durchhilfe.

Auf einem Frey-Ball, den der Prinz Heinrich von Preußen, Bruder Friedrichs des Großen, gab, war, um die unberufene Menge abzuhalten, befohlen worden, daß Niemand, der nicht in einer Kutsche vorführe, zugelassen werden solle. Damals waren dergleichen Fuhrwerke noch nicht so bequem wie jetzt zu haben, besonders an einem solchen Tag; dennoch gelang es einigen Perückenmacher-Gesellen, die damals mehr bei Gelde waren als heutzutage, eine alte Carosse, nebst zwei adäquaten Rosinanten davor, aufzutreiben. Aber der Besitznehmer waren ein Paar Dugend; was thaten sie? Ihrer viere setzten sich in den Käderkasten; die übrigen folgten zu Fuß. Vor dem Ballhause angekommen, öffneten sie beide Schläge der Kutsche, und wenn rechts einer heraussprang, so

hüpfte der andere links wieder hinein. Dieß ging bei der Dunkelheit recht gut an, bis die Schilswache endlich, nachdem sie lange das reiche Inventarium des Rumpelkastens angestaunt hatte, der Passage ein Ende machte.

Die Juden in Pisa.

In Pisa leben viele Juden, und man findet da unter ihnen einen sonderbaren Aberglauben. Wenn nämlich bei einer Leichenprozeßion ein Hund unter der Bahre wegläuft, so halten sie das für ein großes Unglück; das Leichenbegängniß muß für diesen Tag ausgesetzt und die Leiche dahin, von wo man sie abgeholt hatte, zurückgebracht werden. Der Pöbel benutzte dieß gewöhnlich, um sich einen Spaß zu machen. Sobald er eine israelitische Leichenprozeßion erblickt, werden alle Hunde so lange gejagt und geheßt, bis Einer hinter der Bahre wegläuft und die ganze Feyerlichkeit für diesen Tag ein Ende hat. Auf diese Art hat Mancher erst nach zwei- oder dreimaligem Versuche die ersehnte Ruhe finden können.

Feines Gehör.

Der berühmte Musiker Rameau sagte zu einer Dame: „Gebtethen Sie doch Ihrem Hunde Still-schweigen! Er bellt falsch.“

R ä t h s e l.

Wir lieben den Becher
Und trinken doch nicht,
Wir haben auch Augen
Und doch kein Gesicht.

Wir suchen für Fürsten
Soldaten heraus;
Entscheiden manch' Schicksal
Bei Saub und bei Braus.

Meist Zwillinge sind wir,
Oft Drillinge gar,
Flieh' uns're Bekanntschaft!
Leicht bringt sie Gefahr.

Auflösung der Charade im Illr. Blatte Nr. 21.

Katzenstein, eine Herrschaft in Oberkrain am Fuße der Alpen,
die Krain von Kärnten trennen.